

Katja Lenßen

Mama Luise

Originalausgabe

EINBUCH Buch- und Literaturverlag Leipzig

EINBUCH Belletristik Edition

copyright 2014 by **EINBUCH** Buch- und Literaturverlag Leipzig
printed in Germany
Umschlaggestaltung: Lenßen/Welle

ISBN 978-3-942849-23-4

www.einbuch-verlag.de

Mama Luise

... dass du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.

Zum Andenken an meine Urgroßmutter
Luise aus Ostpreußen.

Basierend auf den Erinnerungen einer ganzen Familie,
plus einem Hauch Fantasie.

Prolog

Dieses Buch widme ich meiner Urgroßmutter väter- und großväterlicherseits, die ich im Grunde nur aus Erzählungen und von wenigen Fotos her kenne. Unsere frappierende optische Ähnlichkeit muss dem aufmerksamen Betrachter dieser alten Bilder sofort ins Auge fallen. Leider haben sich unsere Lebzeiten nur um ein knappes Dreivierteljahr überschnitten, doch aus dieser Zeit gibt es eine schöne kleine Anekdote:

Als meine frischgebackenen, überaus stolzen Eltern meine Urgroßmutter Luise an ihrem Kranken- und wenig später Sterbebett aufsuchten, um ihr ihre Urenkelin Katja vorzustellen, erhob sie freudig ihre alten Arme von der Bettdecke und reckte sie mir als Willkommensgeste entgegen. Ich, auf dem Arm des Vaters sitzend, tat es ihr gleich, glückste und freute mich. Es war, als hätten sich zwei gefunden.

Nun liegt meine Urgroßmutter schon sehr, sehr lange unter der Erde. So lange, dass wir bald den allerletzten irdischen Abschied von ihr und ihrem Mann, meinem Urgroßvater, nehmen werden, dann nämlich, wenn ihr Grab eingeebnet wird. Vielleicht sind es all diese und noch andere Dinge zwischen Himmel und Erde, die mich gerade jetzt, dreißigjährig, dazu veranlassen, die alten Geschichten aus Urgroßmamas Sicht zusammenzutragen.

Vieles im vorliegenden Buch entspricht dem wahren Leben meiner Urgroßmutter: Sie wurde tatsächlich 1895 in Jonikaten/ Ostpreußen (heute Litauen) geboren, hat mit siebzehn Jahren ihren Vater durch einen tödlichen Unfall verloren, ihren Schulfreund geheiratet, drei Kinder geboren und aus der Armut heraus, gemeinsam mit ihrem Mann, einen stetig wachsenden Bauernhof aufgebaut. Auch musste sie wirklich 1944 ihre Heimat verlassen und in den Westen fliehen, wo sie 1982 in meiner Geburtsstadt Magdeburg starb. Ostpreußen hat sie nie wieder gesehen.

Einige Passagen allerdings sind ausgeschmückt, andere sogar frei erfunden, dem Lesefluss zuliebe. Wie gut mir der Spagat zwischen Wahrheit und Dichtung gelungen ist, wird sich daran messen lassen, ob er Ihnen, lieber Leser, sofort ins Auge fällt oder nicht.

Doch glauben Sie mir: Die allerbesten Geschichten schreibt das Leben selbst. Manchmal entpuppt sich das Unwahrscheinlichste als das Wahre.

Um die Privatsphäre aller Menschen, deren Lebenserinnerungen in dieses Buch eingeflossen sind, zu schützen, habe ich sämtliche Namen, mit Ausnahme des Vornamens meiner Urgroßmutter und meines eigenen, geändert.

Tauchen wir nun also ein in Luises Leben, wie es so oder so ähnlich gewesen sein mag.

Katja Lenßen

„Wie sollen wir das Kind denn nennen?“

„Ich fänd' Luise schön.“

„Luise?“

„Ja, Luise.“

„Wegen der Königin?“

„Ja genau, wegen unserer schönen Königin. Halt mich für wildromantisch, Kaspar, doch ich finde den Namen ganz wunderbar. Einfach und herzlich. So möge dieses kleine Geschöpf ebenfalls sein. Na ja, und wenn Gott will, auch ein bisschen hübsch.“

„Ist gut, Alba. Ist ja auch ein schöner Gedanke, das mit der Königin. Ich sag' immer, Hauptsache gesund. Ordentlich schreien kann sie ja! Da hätte Napoleon bestimmt schnell wieder das Weite gesucht! Na, ich mein's nicht so. Heißt sie also Luise.“

„Schön. Aber Kaspar, jetzt ist es mal genug mit dem Kinderkriegen. Sechs Mäuler stopfen! Da haben wir wirklich ausreichend zu tun.“

„Recht hast du, Alba. Ich denk' auch: Wir sind komplett.“

Ungefähr so sprachen meine Eltern am 24. Juni 1895, kurz nachdem die Hebamme gegangen war. Und nach mir war dann auch wirklich Schluss. Mit vier Kindern waren wir für damalige Verhältnisse eine rechte Durchschnittsfamilie. Eine ganz normale Bauernfamilie in Ostpreußen. In Jonikaten, um genau zu sein. Im Kreis Pogegen, Tilsit-Ragnit. Heute haben die Orte litauische Namen, aber es ist einfacher für mich, sie so zu nennen, wie ich sie in Erinnerung habe. Der Leser möge mir verzeihen.

Wahrscheinlich war meine Geburt keine große Sache, eine gewisse Freude im schweren Bauerndasein sicherlich, wie man sich eben so freut über ein kleines, quäkendes Wurstgewitter. Andererseits war ich auch ein Esser mehr und hielt die Mutter von der Landarbeit ab. Ich wollte, wie jeder andere Säugling auch, zu den unmöglichsten Zeiten gestillt werden, die Windeln gewechselt bekommen, auf den Arm. Na, und deswegen kam ja dann nach mir auch keiner mehr dazu. Wir waren gefühlt vollzählig. So hart unser Dasein als Bauernfamilie auch war, so glücklich verlief doch meine Kindheit. Wir alle gehörten zueinander, fühlten uns als Sippe und das gab uns Halt. Ich weiß nicht, wie glücklich unsere Eltern waren, doch wir Kinder liebten dieses Leben: Die pure Natur, die Tiere, das Herumstromern, die heimlichen Freiheiten, wenn die Eltern zu beschäftigt waren, um unser Tun und Lassen ganz zu überblicken. Natürlich gab es auch Schattenseiten, wie die über alle Maßen strengen Winter, in denen meine Bettdecke vom Atem gefror, oder als unser Hund in den Dorfteich einbrach und jede Hilfe zu spät kam. Es war rau dort, das Leben, und die meisten Vorstellungen, die westliche Menschen von Ostpreußen hatten und immer noch haben, stimmen.

Mit vier Wochen wurde ich getauft, also Ende Juli. Die Taufe verlief nach klassisch-evangelischem Ritus, wurde jedoch von einer großen Schar Wildgänse unterbrochen, die mit derart lautem Geschnatter direkt über der Kirche gen Westen zog, dass meine Mutter im direkten Wortsinne eine Gänsehaut überkam

und der Pfarrer in seiner kleinen Ansprache innehalten musste. Solch einen Lärm machten die Vögel! Ich glückste. Keiner wusste warum, doch offenbar gefiel mir die ungeplante Einlage. Nach Verklingen des Gänse-schnatters und Flügelrauschens forderte der Pfarrer, ein gutes Gespür für die Atmosphäre des Augenblicks beweisend, statt selbst weiterzusprechen, den Chor auf, zu singen. Sogleich erklang der gesungene Taufspruch, den meine Eltern aus Psalm 91 für mich gewählt hatten: *Er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen, dass sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.*

Die Sache mit dem Stein, und dass ich mich nicht daran stoßen sollte, war ein frommer Wunsch meiner Eltern, der nicht immer in Erfüllung gehen sollte. Dennoch hat Gott die Botschaft verstanden und er verlieh mir die Kraft und das Vertrauen immer weiterzugehen, vor allem und gerade dann, wenn Geröll auf meinem Weg lag, ich gestolpert und gestürzt war. Mitunter leckte ich eine Weile meine Wunden, doch ich stand immer wieder irgendwann auf und setzte meinen Weg fort. So musste es sein.

Ich glaube, dieses unverhofft wildgänsisch geschnatterte Zwischenspiel wurde auch von anderen Mitgliedern der kleinen Taufgemeinschaft als in besonderer Weise bewegend erlebt, denn noch Jahre später erzählten die Alten davon.

„Luises Wildgänse“, so hieß es dann, „brachten den Pfarrer zum Verstummen und den Chor zum Singen“, und jeder hatte das Gefühl, genau so und nicht anders hatte es sein sollen, sogar der Pfarrer selbst.

Nun hatte ich also auch vor Gott einen Namen, wuchs heran, spielte mit meinen Geschwistern (wenn sie nicht schon anderweitig ihren Beitrag zu unserem Leben zu leisten hatten) oder saß eingekuschelt in einer von Pferde- und Hundehaaren übersäten Decke auf einem aufs Feld hinausgezogenen Ackerwagen, von dem aus ich den anderen bei der Arbeit zusah. Hierüber konnte ich in selig tiefen Schlaf fallen, bis ich vor

Hunger wieder erwachte und lautstark mein Mittagessen einforderte.

Irgendwann begann ich, zu krabbeln und mich an der Brüstung des Wagens hochzuziehen. Vom Rest der Familie völlig unbemerkt, muss ich – so wurde mir später erzählt – eines Tages das erste Mal einen Fuß vor den anderen gesetzt haben, in eine Furche des Feldes gestapft und direkt auf Mutter zugelaufen sein. Als sie meiner gewahr wurde, stand ich schon neben ihr. Na, da war die Freude groß! Nachdem ich das heraushatte, lag mir die Welt sozusagen zu Füßen oder zumindest der Acker unserer Familie, auf dem ich dann, wie wild geworden, begonnen haben soll, Löcher in die Erde zu buddeln, wie andere Kinder am Strand. Das ging so lange gut, bis Vater grimmig wurde, weil ich die Saat hervorholte und er mich, Kraft seiner Oberarme, an eine andere Stelle des Ackers verpflanzte, an der ich keinen Schaden mehr anrichten konnte.

Mit den Jahren entwickelte sich zwischen meinem ältesten Bruder Friedrich und mir eine besonders tiefe Geschwisterbeziehung; vielleicht weil wir beide den Anfang und das Ende der vierköpfigen Kinderschar bildeten. Friedrich ritt mit mir auf dem Pferd über die Felder, zeigte mir das Wild in der Dämmerung, Käfer und Spinnen in Wald und Wiese und den sehr frühen Sonnenaufgang am Morgen der Mittsommerwende. Manchmal fanden wir auch junge Vögel, die aus dem Nest gefallen waren und die wir dann gemeinsam auf dem Heuboden großzogen, was mal gelang, mal nicht. Beides wurde von großen Gefühlen begleitet: entweder einer Art elterlicher Freude, wenn sie tatsächlich ausgeflogen waren, die kleinen, halbstarken Vögelchen, deren Artennamen wir nicht einmal kannten, oder aber mit tiefer Trauer, wenn es anders gekommen war. Dann folgten würdige kleine Begräbnisse in Mutters Vorgarten. Manchmal schimpfte Mutter, wenn sie beim Hacken die winzigen Skelette aus der Erde hervorholte oder, schlimmer noch, von Würmern übersäte Kükenkadaver. Doch bei der nächsten Bestattung stand sie ganz bestimmt wieder mit an der kleinen Grube, in die Friedrich oder ich – wir wechselten uns

ab – sehr bedacht das bloße Körperchen hinabließen, und sprach das Vater Unser.

Da Friedrich und mich sieben Jahre trennten, blieb uns letztlich viel weniger gemeinsame Zeit, als mir lieb war, denn zu meinem großen Bedauern ging mein ältester Bruder nach Abschluss seiner kaufmännischen Lehre nach Leipzig, wo sein Lehrkaufhaus eine neue Filiale eröffnet hatte und er unversehens die Chance bekam, sich einmal etwas westlicheren Wind um die Nase wehen zu lassen. Das war 1903. Keiner von uns beiden ahnte, dass seine Leipziger Adresse – einundvierzig Jahre später – meiner eigenen Familie einmal als letzter Anlaufpunkt auf der Flucht vor den Sowjets dienen sollte. Alles im Leben fügt sich, irgendwann, irgendwie...

Doch zurück, eins nach dem anderen: Mit sieben Jahren begann für mich zunächst, wie man so sagt, der Ernst des Lebens. Ganz so ernst, wie ich befürchtet hatte, war das Schulleben dann aber gar nicht. Ich mochte unsere Dorforschullehrerin, ein Fräulein Schweig ohne Kind und Kegel, das wohl nur für uns Schüler lebte. Der Rohrstock kam nur selten zum Einsatz. Einmal hat es gleichwohl auch mich erwischt: im Musikunterricht. Wir sollten in Choraufstellung ein Lied singen. Auswendig. Das war (eigentlich) ein Klacks für mich, denn ich sang für mein Leben gern und hatte das Stück längst im Kopf. Texte und Melodien gingen mir einfach so, ohne aktives Zutun, ein. Wir standen also in unseren Stimmgruppen und sangen. Ich weiß nicht, was mich geritten hatte, doch ich lugte – ohne jede Not – heimlich in mein Liederbuch.

„Luise!“, wurde ich streng ermahnt. Fräulein Schweig schien über mein Linsen ebenso erstaunt wie ich selbst, doch es hieß: Gleiches (Un-)Recht für alle. Die Lehrerin griff nach dem Rohrstock, ich streckte meine Hände aus und ließ drei Hiebe über mich ergehen. Keinen Mucks gab ich von mir, doch vor Wut liefen mir im Laufe der weiteren Unterrichtsstunde doch noch ein, zwei Tränen. Ich ließ sie einfach laufen. *Unverschämtheit, mich wegen einer solchen Kleinigkeit zu züchten!*

Ich glaube, dasselbe dachte im Nachhinein auch Fräulein Schweig, denn sie sah mich ab und zu, so schien mir wenigstens, irgendwie verstohlen und entschuldigend an, was ich in meiner Wut natürlich weitestgehend ignorierte. Das verstand sich von selbst. Doch ich mochte sie einfach zu gern, um nicht nach ein paar Tagen einzusehen, dass anhaltender Groll auf die Dauer keine Freude machte. Schließlich war ich ihr wieder gut.

Als ich bereits in der siebten Klasse angelangt war, fiel mir in der Schule ein Junge namens Arthur Dargus auf. Damals gab es noch streng nach Geschlecht getrennte Klassen und die jeweiligen Pausenhöfe von Jungen und Mädchen waren fein säuberlich durch einen Holzzaun getrennt. Allerdings war diese Barriere zu unserem Glück nur ungefähr einen Meter hoch. So kam es, dass darüber hinweg, ab dem gefährlichen Alter, eben doch verstohlene Blicke getauscht und Verabredungen getroffen wurden. An Händchenhalten war damals noch nicht zu denken, doch die ersten Anfänge waren gemacht. Auch der ein Jahr jüngere Arthur und ich nutzten den Zaun zur vorsichtigen Kontaktaufnahme, bis wir eines Tages den Mut fanden, ein erstes persönliches Treffen zu vereinbaren, dann ein zweites, dann ein drittes: zum Ausreiten aufs Feld und in den Wald, zum Im-Stroh-Liegen, zum Gemeinsam-Zeit-verstreichen-Lassen. Wir mochten einander ein Fünkchen intensiver, als es für eine klassisch-freundschaftliche Beziehung typisch gewesen wäre, und doch blieb alles streng platonisch.

Mit vierzehn verließ ich, wie schon meine drei Geschwister vor mir, mit dem Volksschulabschluss in der Tasche, die Schule. Für höhere Bildung genügte das Geld meiner Eltern nicht, außerdem wollten sie keines ihrer vier Kinder bevorreiten. Für die nächsten fünf Jahre arbeitete ich auf unserem Hof mit und erwarb eine gewisse Routine in der Führung eines bäuerlichen Anwesens. Genau so ein Leben wollte ich später als Frau des Hauses auch einmal führen. Die Treffen zwischen Arthur und mir allerdings wurden (ohne den, wenn auch geteilten, so doch gemeinsamen Pausenhof) mit der Zeit seltener

und schliefen irgendwann ganz ein. Auch der Tod seiner Eltern mag zum vorübergehenden Winterschlaf unserer Verbindung beigetragen haben. Beide starben binnen kürzester Zeit an Tuberkulose. Nur Gott weiß, wo sie sich diese schreckliche Krankheit eingefangen hatten. Plötzlich stand Arthur ohne Eltern, aber mit vier jüngeren Geschwistern da, für die er fortan, selbst erst vierzehnjährig, Sorge trug. Mädchen und romantische Stelldicheine mussten dahinter zurücktreten.

Doch manch Schlimmem entlockt das Leben eines Tages noch seine helle Seite und so ermöglichte uns die Pause in unserer Beziehung, unabhängig voneinander wichtige Erfahrungen für ein späteres, gemeinsames Leben zu sammeln. Gott geht manchmal seltsame Wege. Einige bleiben den Menschen immer ein Geheimnis.

Dann, wenig später, ich war gerade siebzehn Jahre alt, ereilte auch mich der erste Schicksalsschlag meines Lebens. Irgendwann ist es eben so weit. Für jeden von uns. Offiziell handelte es sich um einen Unfall. Ich vermag nicht zu sagen, wie es sich ganz genau zugetragen hat. Sicher ist nur, dass Vater, wie jeden Samstagabend, zum Ausklang der Arbeitswoche, sofern man das bei einem Bauern überhaupt so sagen kann, in die einzige Schenke unseres Ortes gegangen war. Dort versammelten sich samstags viele Bauern zum Schnapstrinken und Kartenspielen, zum Erzählen und Schweigen. Dass Vater von Herzen gern sang, was mich als Kind oft erfreut hatte, vor allem abends vor dem Einschlafen, wurde ihm an diesem schicksalhaften Tag zum Verhängnis. Er muss wohl schon etwas angetrunken gewesen sein, denn er sang sein Lied vom traurigen Seemann, und jedermann wusste, wenn Kaspar sein Seemannslied anstimmte, dann war das ein sicheres Zeichen dafür, dass er einen über den Durst getrunken hatte und langsam nach Hause gehen sollte. Das Lied vom traurigen Seemann hatte er eines Tages selbst erfunden, wobei es ehrlich gesagt jedes Mal ein bisschen anders klang, sowohl in Text als auch Melodie. Nur die Stimmung dieses Liedes war immer dieselbe: nämlich irgendwie so ein bisschen melancholisch.

Vater schmetterte also voller Inbrunst die neueste (und letzte) Version seines Liedes und ignorierte dabei völlig den inständigen Protest seiner höchstwahrscheinlich ebenfalls angetrunkenen Gefährten. Die konnten es einfach nicht mehr hören. Vater aber gab keine Ruhe. Vielleicht war die zurückliegende Woche besonders anstrengend gewesen und er wollte Angestautes aus sich herausbrüllen? Einem der Trinkfreunde platzte schließlich die Hutschnur. Vater wurde gepackt und vor die Tür befördert, allerdings nicht ohne Gegenwehr: Ellenbogen- und Fausthiebe trafen schmerhaft Brust und Bauch des selbst erklärten Ordnungshüters. Eine handfeste Rangelei folgte. Plötzlich wurde Vater an beiden Oberarmen gepackt, ein paar Zentimeter vom Boden hochgehoben, geschüttelt, in der Luft baumeln-, dann fallen gelassen. Vater kam erwartungsgemäß auf beiden Füßen wieder auf, doch dann stockte er, unterließ jede Gegenwehr, schaute zutiefst erschrocken aus seinen tiefen Augenhöhlen und sprach seine letzten Worte: „Meine Kinder, was wird bloß aus meinen Kindern?“

Dann sackte er in sich zusammen.

Die Umherstehenden verstanden nicht, was passiert war. Dann ging alles sehr schnell: Einer griff Vater unter die Arme, damit er nicht der Länge nach hinstürzte, trug ihn zurück in die Wirtschaft und legte ihn auf einen in Windeseile leer gefegten Holztisch. Die Männer rissen Vater Jacke und Hemd vom Leib. Dann entdeckten sie die Blutlache auf seiner Brust. Das Schlachtmesser, das er ständig (sonst aber verborgen in einer ledernen Scheide) bei sich trug, hatte zuerst die Jackentasche, dann sein Herz durchbohrt. Der Arzt konnte nur noch den Tod feststellen.

Vater, der schon immer eine Schwäche für humorvoll Dramatisches gehabt hatte, wurde postum über die Grenzen unseres kleinen Dorfes hinaus bekannt. Doch wir, seine Familie, waren sicher: Dies hier hatte er nicht gewollt. Sein letzter, erschrockener Blick sprach Bände: Meine Alba, meine Kinder, ich wär' so gern noch bei euch. Verzeiht mir.

Immerhin hatte Vater uns alle noch bis ins junge Erwachsenenalter hinein begleitet und starb erst, als auch ich, sein jüngstes Kind, kurz davorstand, den elterlichen Haushalt zu verlassen. Im Grunde war seine väterliche Aufgabe erfüllt. Dieses Wissen beeindruckte meinen Schmerz freilich überhaupt nicht. Die Trauer um meinen Vater übertraf alles, was ich bisher in meinem jungen Leben an schlimmen Gefühlen hatte aushalten müssen. Er fehlte mir fürchterlich. Das Einzige, woran ich mich innerlich wie ums Überleben klammerte, war mein Glaube an Gott, den Vater mir von Kindesbeinen an eingepflanzt hatte.

Was Mutter und mich noch lange, lange sehr bewegte und ich auch später meinem Mann, meinen Kindern und Enkeln noch oft erzählen würde, war Folgendes:

An dem Abend, als Vater ums Leben kam, saßen Mutter und ich, wie so oft, am Küchentisch und bereiteten das gute Essen für den Sonntag vor: schälten Kartoffeln, garten das Fleisch, stampften Gemüse und erzählten uns allerlei. Plötzlich hörten wir die Haustür unseres Bauernhauses klappen und Vaters Schritte Richtung Küche kommen, so wie wir es schon unzählige Male gehört hatten, wenn er samstagabends etwas angedüdet nach Hause kam. Wir warteten, doch niemand betrat die Küche. Mutter und ich sahen uns etwas verwundert stirnrunzelnd an. Mutter erhob sich und ging, die eigene Angst überwindend, energischer als es für sie typisch war, auf die Tür zu und riss diese mit viel Schwung auf, um den vermeintlichen Einbrecher zu stellen. Doch da war niemand. Seltsam. Wieder sahen wir uns an und arbeiteten stumm weiter. Bevor aber unser Gespräch wieder so richtig in Gang kommen wollte, klopfte es erneut an die Tür. Diesmal heftiger. Wir stürzten den Flur hinunter. Gefahr lag in der Luft. Das fühlten wir beide. Und tatsächlich: Dort stand, völlig aufgelöst, ein Bauer aus der Nachbarschaft vor uns und hielt Vaters Mütze in der Hand.

„Alba, Luise, es ist etwas Schreckliches passiert“, und er erzählte uns von Vaters Schicksal.

Später unterhielten Mutter und ich uns immer wieder über das Phantom, das wir alle beide ganz sicher und bestimmt gehört hatten. Da ist auf jeden Fall jemand an der Tür gewesen und in Richtung Küche gelaufen! Für uns gab es nur eine einzige plausible Erklärung: Vaters Seele war im Schock über das Geschehene zu uns nach Hause geeilt. Dieses Wissen, diese letzte Bestätigung unserer Liebe zueinander, war mein einziger Trost. Ja, Vater war noch einmal zu uns heimgekehrt! Ich fühlte einfach, dass es stimmte.

Dann kam der Krieg. Der sogenannte Erste Weltkrieg. Als er ausbrach, hatte ich vor den drohenden Kriegshandlungen die gesunde Angst eines jungen Menschen, der leben, nicht sterben wollte. Was wir in der Schule über den Dreißigjährigen und all die anderen Kriege auf deutschem Boden gelernt hatten, zog vor meinem inneren Auge als Schreckensfilm herauf, und so entschied ich, unterstützt durch meine Mutter und den schon in Leipzig lebenden Bruder Friedrich, vorübergehend ins Reichsinnere zu gehen.

Arthur hingegen konnte sich dem Krieg nicht entziehen, denn er wurde direkt zu Kriegsausbruch eingezogen. So war er gezwungen, seine Rolle als Familienoberhaupt aufzugeben und Geschwister wie Haushalt sich selbst zu überlassen. Aus Angst, unsere Wege könnten sich nun für immer trennen, kam er mich vor seiner Abreise an die Front und meinem Aufbruch nach Halle noch einmal besuchen. Er bat mich, ihn nicht zu vergessen, und wenn es meine Zeit erlaubte, ihm zu schreiben. Bei diesem Abschied bemerkte ich zum ersten Mal, wie dünn besaitet Arthur war. Seine Bitte und sein Sich-mir-Öffnen rührten mich sehr und natürlich sandte ich ihm schon bald nach der ersten Eingewöhnung in Halle den ersten Brief. So erfuhr er, dass mir meine Stelle als Dienstmädchen in einem Ärztehaus-halt sehr gefiel und dass ich ein inniges Verhältnis zu den Zwillingen des Herrn Doktors und seiner Frau entwickelte. Bei Antritt meiner Stelle waren Peter-Michael und Ursula noch sehr klein, sodass ich lernte, Windeln zu wechseln, Brei zu kochen, die Kleinen zu füttern und bei Laune zu halten. Als sie dann

älter wurden, entdeckten wir gemeinsam unsere kreative Seite. Wir bastelten mit allerhand Naturalien aus dem Garten Haus-schmuck für jede Jahreszeit, malten unzählige Bilder und übten zur Freude der Eltern kleine Festtagsauftritte ein. Ohne diese Zeit als Dienstmagd und Kindermädchen hätte ich meine künstlerische Ader vermutlich niemals entdeckt.

Untergebracht war ich in einer winzigen, während des Winters ordentlich zugigen Dachkammer. Doch kalte Winter konnten mir ostpreußischer Marjell nichts weiter anhaben. Da war ich von zu Hause ganz anderes gewöhnt und nahm es nicht so tragisch.

Meine friedvollen, von Kleinkind-Geschichten übervollen Heimatbriefe wurden Arthur zur gefühlten Verbindung ins Leben, wo ihn doch täglich Angst, Tod und Grauen umgaben. Er antwortete mir mal früher, mal später, mal gar nicht, je nachdem wie die Kriegshandlungen es erlaubten. Auf Papier und zunächst nur zwischen den Zeilen, später ganz offen, entspann sich zwischen uns eine zweite Liebe, eine wiederum – diesmal kriegsbedingt – platonische, doch an Tiefe stark gewinnende. Wir lernten uns noch einmal ganz anders kennen, denn nichts konnte uns von den Worten füreinander, von der Öffnung des eigenen Herzens, vom Austausch dessen, was uns im Leben wirklich wichtig war, ablenken. Wir kannten einander in dieser Zeit so gut wie später nie wieder.

Eines Tages rief mich Frau Doktor in die Diele ihres herrlichen Hauses. Schon an ihrer Stimme hörte ich, dass irgend etwas im Argen lag. Ich eilte also die vielen Stockwerke hinunter und sah über die Brüstung des letzten Treppenabsatzes hinweg in überaus traurige Augen. Auf der Flurkommode lag ein kleines, schwarz umrandetes Couvert. Einen Moment lang stockte mir der Atem und die Erde stand still. Ich musste den Brief gar nicht öffnen, um zu wissen, wer gestorben war: Mutter. Ich spürte es einfach: Mutter war nicht mehr. Ganz plötzlich, und wie mein Vater viel zu früh, war sie, keine fünfzig Jahre alt, von mir und dieser Welt gegangen. Den Brief

hatte mein Taufpfarrer gesandt. Von ihm erfuhr ich (neben Trost), dass Mutter sich im Winter eine Lungenentzündung zugezogen hatte und erst viel zu spät zum Arzt gegangen war. Typisch!

Plötzlich verstand ich auch, was sich da vor einigen Tagen auf meiner kleinen Kammer zugetragen hatte. Es war einer der ersten fühlbaren Frühlingstage, ich lag auf der Tagesdecke meines Bettes und ließ mein Gesicht bei geöffnetem Fenster von den endlich wieder wärmenden Sonnenstrahlen bescheinen. Alles war ruhig und friedlich, kein Lüftchen ging. Die Zwillinge hielten Mittagsschlaf. Dann öffnete sich die Kammertür. Ganz von allein. Ich blinzelte mit den Augen und vermutete, eines der Kinder sei aufgewacht und würde mir nun einen Besuch abstatten. Doch nein, niemand trat ein. Da ich selbst keinerlei Impulse hatte, aufzustehen und die Tür zu schließen, blieb sie, wie sie war, und ich senkte wieder die Augenlider. Plötzlich indes empfand ich eine angenehme Schwere auf meinen auf dem Bauch gefalteten Händen, so als drücke sie jemand zum Gruß.

Wieder öffnete ich die Augen. Niemand da. Dann bewegte sich die Gardine, die Sonne verdunkelte sich, um kurz darauf wieder zu erstrahlen. Melancholische Leichtigkeit durchströmte mich. Hätte ich sie nicht empfunden, wüsste ich nicht, dass es so ein Gefühl gibt. Alles war gut und friedlich und doch war mir, als hätte ich soeben etwas verloren, ohne zu wissen, was ich denn eigentlich vermisste.

Nun, wenige Tage nach dieser seltsamen Begebenheit auf meiner Kammer, die natürlich viel schneller ablief, als es dauert, sie hier zu beschreiben, wurde mir klar, was passiert war: Mutter hatte sich von mir verabschiedet. Wir hatten gemeinsam Vaters – unglaublichen und doch von uns beiden ganz real und lebendig erinnerten – Abschied erlebt. Nun war auch sie zu mir gekommen. Genau dies machte also den inneren Frieden aus, den ich seit dem plötzlichen, leisen Windhauch in der Kammer gefühlt hatte.

Ich trauerte still. Das Ärzteehepaar ließ mir meine Zeit und schonte mich. Auch die Kinder schienen zu spüren, dass das